

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1928)
Heft: 2

Artikel: Schöpfung aus dem Nichts
Autor: Schestow, Leo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schöpfung aus dem Nichts

von Leo Schestow

Résigne-toi, mon cœur, dans ton sommeil de brute.
Baudelaire.

I.

Tschechow ist nicht mehr; so ist es nun erlaubt, über ihn ganz frei zu sprechen. Denn über einen Künstler sprechen heißt die in seinen Werken verborgene « Tendenz » hervorkehren, aufdecken, und einen solchen Eingriff an einem Lebenden vorzunehmen, ist durchaus nicht immer zulässig. Es mußte doch irgendein Grund vorliegen, der ihn veranlaßte, sich zu verbergen, und es war gewiß ein ernster, wichtiger Grund. Mich dünkt, daß viele das gefühlt haben; daher kommt es auch zum Teil, daß es bei uns immer noch keine eigentliche Wertung Tschechows gibt. Bei der Beurteilung seiner Werke haben sich die Kritiker bisher mit Gemeinplätzen und abgedroschenen Phrasen begnügt. Wohl wußten sie, daß das nicht gut ist, aber immer noch besser, als aus einem noch lebenden Menschen die Wahrheit herauszuquälen. Michailowskij¹⁾ allein machte den Versuch, dem Urquell von Tschechows Schaffen näherzukommen, und, man weiß, er scheute bestürzt, ja angewidert zurück. Übrigens konnte sich der Kritiker hierbei noch einmal davon überzeugen, wie phantastisch die sogenannte Theorie der reinen Kunst ist. Jeder Künstler hat sein bestimmtes Ziel, seine Lebensaufgabe, der er alle seine Kräfte widmet. Die Tendenz ist lächerlich, wenn sie darauf zielt, die Begabung zu ersetzen, Unvermögen und Gehaltlosigkeit zu verdecken, wenn sie aus dem unbesehenen Vorrat der im jeweiligen Augenblick gängigen Ideen schöpft. « Ich verteidige die Ideale, folglich müssen alle zu mir stehen »: immer wieder wird in der Literatur dieser Anspruch laut, und der berühmte Streit um die Freiheit der Kunst war allem Anschein nach nur möglich wegen des Doppelsinns des von den Gegnern gebrauchten Worts Tendenz. Die einen wollten glauben, der Adel der Gesinnung könne den Schriftsteller retten, die andern fürchteten, daß die Tendenz sie zwingen würde, einer ihnen fremden Aufgabe sklavisch zu dienen. Die Erregt-

¹⁾ Nikolai Konstantinowitsch Michailowskij (1842—1904), bekannter Publizist und Literaturkritiker, Popularisator positivistischer Doktrinen, leitete seit 1895 zusammen mit Wladimir Korolenko die Monatsschrift *Russischer Reichtum* (« Russkoje Bogatstwo »).

heit beider Parteien war offenbar umsonst. Niemals können fertige Ideen eine mediokre Begabung steigern, und umgekehrt wird sich ein origineller Schriftsteller um jeden Preis ein eigenes Ziel setzen.

Auch Tschechow hatte eine Aufgabe solcher Art, wenngleich manche Kritiker davon sprachen, er sei ein Diener der reinen Kunst gewesen, und ihn mit einem sorglos flatternden Vöglein verglichen. Um seine Tendenz mit zwei Worten festzulegen, sage ich: Tschechow war der Sänger der Hoffnungslosigkeit. Hartnäckig, trostlos und einförmig tat er im Lauf seines fast fünfundzwanzigjährigen literarischen Wirkens immer nur das eine: er tötete auf die oder jene Weise die menschlichen Hoffnungen. So sehe ich das Wesen seines Schaffens. Solang er lebte, sprach man wenig davon, und zwar aus ganz begreiflichen Gründen, wird doch das, was Tschechow tat, in der gewöhnlichen Sprache Verbrechen genannt und aufs strengste geahndet. Aber wie könnte man über einem begabten Menschen den Stab brechen? Selbst Michailowskij, der in seinem Leben so manches Beispiel schonungsloser Strenge gegeben hat, brachte es nicht über sich, die Hand gegen Tschechow zu erheben. Er warnte die Leser, wies hin auf die « unheimlichen Lichter », die er in Tschechows Augen gesehen hatte. Doch mehr tat er nicht; Tschechows ungewöhnliche Begabung bestach den unerbittlich strengen Kritiker. Übrigens ist es möglich, daß sein verhältnismäßig mildes Urteil nicht zuletzt durch Michailowskij's eigene Stellung in der Literatur bestimmt wurde. Dreißig Jahre lang hatten die Jungen auf ihn gehört, sein Wort galt als Gesetz. Dann aber wurden sie müde zu wiederholen: « Aristides ist gerecht, Aristides hat recht. » Die junge Generation verspürte den Wunsch, auf ihre eigene Art zu leben und zu sprechen, und der alte Lehrer verfiel schließlich dem Ostrazismus. In der Literatur besteht derselbe Brauch wie bei den Feuerländern: wenn die Jungen herangewachsen sind, töten sie die Alten und verzehren sie. Michailowskij wehrte sich, so gut er konnte, aber er besaß nicht mehr jene unerschütterliche Überzeugung, die sich aus dem Bewußtsein recht zu haben ergibt. Im Innersten empfand er irgendwie, daß die Jungen im Recht seien: nicht etwa, weil sie die Wahrheit besäßen – welche Wahrheit kannten denn die ökonomischen Materialisten? –, sondern kraft ihrer Jugend und weil das Leben vor ihnen lag. Stets leuchtet der aufsteigende Stern heller als der sinkende, die Alten müssen stets willig zur Beute der Jungen werden. Ich wiederhole, Michailowskij fühlte das, und das war es vielleicht, was ihm die einstige Sicherheit und Festigkeit des Urteils raubte. Freilich nahm er nach wie vor nichts an,

ohne vorher den innern Beichtvater um Rat zu fragen. Er trug auch Tschechows Gabe zum Priester, und offenbar wurde sie dort beargwöhnt und zurückgewiesen; aber der öffentlichen Meinung entgegenzutreten, dazu fehlte jetzt Michailowskij der Mut. Die junge Generation schätzte an Tschechow die Begabung, eine ungewöhnlich große Begabung, und es war klar, daß sie sich von ihm nicht lossagen würde. Was sollte Michailowskij tun? Er versuchte zu warnen. Aber niemand hörte auf ihn, und Tschechow wurde einer der beliebtesten russischen Schriftsteller.

Der gerechte Aristides indessen hatte auch diesmal ebenso recht, wie er recht gehabt hatte, als er vor Dostojewskij warnte. Tschechow ist nicht mehr, und man darf schon davon sprechen. Man nehme Tschechows Novellen, jede einzeln oder lieber alle zusammen; man sehe ihm zu bei seiner Arbeit. Es ist, als säße er stets auf der Lauer und forschte und spähte nach den Hoffnungen der Menschen. Man muß nicht in Sorge sein: er wird keine übersehen, keine von ihnen entgeht ihrem Schicksal. Kunst, Wissenschaft, Liebe, Inspiration, Ideal, Zukunft – nehmt nacheinander all die Worte, mit denen die Menschheit in Gegenwart und Vergangenheit sich getröstet oder gespielt hat: es genügt, daß Tschechow sie berühre, und im Augenblick verblassen sie, welken und sterben. Und Tschechow selbst wurde vor unsern Augen immer blasser, welkte hin, starb. Nur eines an ihm schwand nicht: seine erstaunliche Kunst, alles, wovon die Menschen leben und worauf sie stolz sind, durch eine einzige Berührung, selbst durch den Atem, durch den Blick zu töten. Ja noch mehr, in dieser Kunst wurde er immer vollkommener und erreichte eine Virtuosität, zu der es keiner seiner Rivalen in der europäischen Literatur gebracht hat. Ich stelle ihn ohne zu zögern weit über Maupassant. Maupassant kostete es oft Mühe, seiner Beute Herr zu werden; oft genug entkam ihm die Beute, wund und gebrochen, doch lebend. Unter Tschechows Händen starb alles.

II.

Obschon alle es wissen, ist es doch nötig, daran zu erinnern, daß Tschechow in seinen ersten Schriften am wenigsten Ähnlichkeit aufweist mit jenem Tschechow, an den wir uns in seinen letzten Jahren gewöhnt haben. Der junge Tschechow ist fröhlich, sorglos, vielleicht wirklich einem flatternden Vöglein ähnlich. Seine Arbeiten veröffentlicht er in Witzblättern. Aber schon um 1888/1889, als er erst sieben- bis achtundzwanzig Jahre alt war, erschienen zwei Werke – die Erzählung

Eine langweilige Geschichte und das Drama *Iwanow* –, mit denen sein neues Schaffen beginnt. Offenbar hatte sich in ihm plötzlich ein jäher Bruch vollzogen, den seine Schriften voll widerspiegeln. Eine ausführliche Biographie Tschechows haben wir noch nicht und werden sie wohl nie haben, schon darum nicht, weil es gar keine ausführlichen Biographien gibt – ich wenigstens könnte keine namhaft machen. In den Lebensbeschreibungen pflegt man uns alles zu erzählen, nur das nicht, was zu erfahren am wichtigsten wäre. Möglicherweise wird einmal bis in die geringsten Einzelheiten eruiert werden, bei welchem Schneider Tschechow seine Kleider machen ließ, aber sicherlich werden wir nie erfahren, was Tschechow in jener Zeit durchgemacht hat, die von der Vollendung seiner Erzählung *Die Steppe* bis zum Erscheinen des ersten Dramas verstrich. Wenn wir dies wissen wollen, müssen wir uns auf seine Werke und auf unsern eigenen Scharfsinn verlassen.

Iwanow und *Eine langweilige Geschichte* erscheinen mir als Werke von besonders ausgesprochenem autobiographischen Charakter. Fast jede Zeile darin schluchzt, und es ist schwer anzunehmen, daß ein Mensch so schluchzen kann, wenn er nur fremdes Leid betrachtet. Auch sieht man, daß dieses Leid frisch und unerwartet ist, als wäre es über Nacht gekommen. Es ist da, wird immer da sein, und keiner weiß was tun.

In *Iwanow* vergleicht der Held sich selbst mit einem Arbeiter, der sich zuschanden schaffte. Ich glaube, wir werden nicht fehlgehen, wenn wir diesen Vergleich auch auf den Verfasser des Dramas anwenden. Tschechow hat sich übernommen, darüber ist kaum ein Zweifel möglich. Aber er hat sich nicht infolge schwerer, strenger Arbeit übernommen, ihn hat keine großartige, seine Kräfte übersteigende Tat gebrochen, sondern ein ganz nebensächlicher, unbedeutender Zufall. Er ist gestrauchelt, ausgeglitten, gestürzt. Also ein dummer, sinnloser, fast unbemerkbarer Zufall – und der frühere Tschechow, der fröhliche, heitere, ist dahin, es gibt keine komischen Skizzen mehr für den *Wecker*¹⁾; statt dessen sehen wir einen düstern, mürrischen Menschen, einen Verbrecher, der selbst erfahrene, lebenskluge Menschen durch seine Worte erschreckt.

Es ist leicht, so Tschechow wie sein Schaffen abzutun, wenn man will. In unserer Sprache gibt es zwei Zauberworte: «pathologisch» und das ihm verwandte «unnormal». Weil Tschechows Kraft gebrochen

¹⁾ *Der Wecker* («Budilnik»), eines der Witzblätter, an denen der junge Tschechow mitarbeitete.

ist, steht uns das von der Wissenschaft und allen Überlieferungen geheiligte, durchaus gesetzliche Recht zu, ihn nicht ernst zu nehmen, umsomehr als er schon tot ist und unsere Nichtbeachtung ihn nicht mehr kränken kann. Dies ist eine Möglichkeit, Tschechow abzulehnen, wenn man es wünscht. Wünschen wir aber dies nun nicht, dann machen uns die Worte « unnormal » und « pathologisch » gar keinen Eindruck. Vielleicht gehen wir noch weiter und versuchen, in Tschechows Erleben das Kriterium der unerschütterlichsten Wahrheiten und Voraussetzungen unseres Erkennens zu finden. Einen dritten Ausweg gibt es nicht; man muß entweder Tschechow ablehnen oder sein Mitschuldiger werden.

In der *Langweiligen Geschichte* ist der Held ein alter Professor. In *Iwanow* ist der Held ein junger Gutsbesitzer. Und doch ist das Motiv beider Werke ein und dasselbe. Der Professor hat sich überanstrengt und muß nun außerhalb seines früheren Lebens wie auch der Möglichkeit, am Treiben der Menschen tätig Anteil zu nehmen, bleiben. Iwanow hat den gleichen Schaden gelitten und ist nun unnütz und überflüssig. Wäre das Leben so beschaffen, daß zugleich mit dem Verlust der Gesundheit, der Kräfte und Fähigkeiten der Tod käme, dann könnten der alte Professor und der junge Iwanow keine Stunde länger leben.

Es ist völlig klar: beide sind gebrochen und taugen nicht fürs Leben. Aber die weise Natur hat, wir wissen nicht warum, nicht dafür gesorgt, daß beides gleichzeitig erfolgt; wie oft überlebt ein Mensch den Tag, da er die Fähigkeit völlig eingebüßt hat, vom Leben das, worin wir sein Wesen und seinen Sinn zu erblicken gewohnt sind, zu empfangen. Und noch seltsamer: dem Gebrochenen wird meist alles genommen, nur nicht die Möglichkeit, seine Lage zu erkennen und zu fühlen. Oder auch: in fast allen Fällen dieser Art wird das Denken feiner, schärfer, gewinnt ungeheuer an Kraft. Ein Durchschnittsmensch, in die ungewöhnliche Lage Iwanows oder des alten Professors versetzt, verändert sich nicht selten bis zum Unkenntlichen. Er zeigt plötzlich Begabung, Talent, ja Genie. Nietzsche hat einmal die Frage gestellt: Kann ein Esel tragisch sein? Er ließ sie ohne Antwort, aber im *Tod des Iwan Iljitsch* hat Tolstoi für ihn geantwortet. Iwan Iljitsch ist, wie aus Tolstois Schilderung seines Lebens hervorgeht, von gewöhnlichem, alltäglichem Wesen, einer von denen, die unter Vermeidung alles Schwierigen und Problematischen ihren Weg gehen, einzig um die Gemächlichkeit und Annehmlichkeit des Erdendaseins besorgt. Aber kaum hat ihn die eisige Luft der Tragödie angeweht, steht er völlig verändert da. Iwan Iljitsch und

seine letzten Tage ergreifen uns ebensosehr wie die Geschichte von Sokrates und Pascal.

Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken – und halte dies für außerordentlich wichtig –, daß Tschschow in seinem Schaffen unter dem Einfluß Tolstois stand und besonders unter dem seiner letzten Werke. Das ist darum von Wichtigkeit, weil somit ein Teil von Tschschows «Schuld» jenen großen Schriftsteller des russischen Landes trifft. Ich meine, daß es ohne den *Tod des Iwan Iljitsch* weder die *Langweilige Geschichte* noch *Iwanow* noch auch viele andere bemerkenswerte Schriften Tschschows gegeben hätte. Allerdings bedeutet dies nichts weniger, als daß Tschschow auch nur ein einziges Wort von seinem großen Vorgänger entlehnte. Tschschow verfügte über genug eigenen Stoff, in diesem Sinn bedurfte er keiner Stütze. Aber ein junger Schriftsteller hätte kaum gewagt, auf eigene Gefahr mit den Gedanken hervorzutreten, welche den Gehalt der *Langweiligen Geschichte* ausmachen. Als Tolstoi den *Tod des Iwan Iljitsch* schrieb, hatte er schon *Anna Karenina*, *Krieg und Frieden* hinter sich, genoß er schon den festen Ruf eines Künstlers von erstem Rang. Er durfte alles wagen. Tschschow aber war ein junger Mensch, dessen ganzes literarisches Gepäck sich auf einige Dutzend kleiner Skizzen beschränkte, welche in wenig bekannten, ziemlich belanglosen Zeitschriften Aufnahme gefunden hatten. Hätte nicht Tolstoi den Weg gebahnt, hätte nicht Tolstoi durch sein Beispiel bewiesen, daß es in der Literatur erlaubt ist, die Wahrheit zu sagen, alles zu sagen, was man will, dann hätte Tschschow wohl lange mit sich kämpfen müssen, ehe er den Entschluß zu einer öffentlichen Beichte, sei es auch nur in Form von Novellen, faßte. Aber welchen furchtbaren Kampf mit der öffentlichen Meinung hatte Tschschow auch nach Tolstoi zu bestehen! «Wozu schreibt er seine schrecklichen Erzählungen und Dramen?» fragten sich alle. «Warum wählt dieser Schriftsteller für seine Helden planmäßig Situationen, aus denen es einen Ausweg nicht gibt, ja nicht geben kann? Was soll man dem alten Professor oder seiner Pflögetochter sagen als Antwort auf ihre endlosen Klagen?» Das heißt, es gibt eigentlich schon etwas zu sagen; in der Literatur ist seit uralten Zeiten ein großer und mannigfaltiger Vorrat von allgemeinen Ideen und metaphysischen oder positivistischen Weltanschauungen bereit, dessen die Lehrer sich jedesmal erinnern, wenn allzu anspruchsvolle und unruhige Menschenstimmen laut zu werden beginnen. Nun aber hat Tschschow, selbst ein Schreibender und ein Gebildeter, beizeiten alle metaphysischen und positivistischen Vertröstungen im voraus abge-

lehnt. Sogar bei Tolstoi, der die philosophischen Systeme auch nicht besonders hoch schätzte, begegnet man keinem so scharf ausgesprochenen Widerwillen gegen Weltanschauungen und Ideen aller Art wie bei Tschechow.

Er weiß sehr wohl, daß man Weltanschauungen zu ehren und hochzuhalten hat, seine Unfähigkeit, sich vor dem, was den Gebildeten als Heiligtum gilt, zu verneigen, betrachtet er als einen Fehler, gegen den man mit allen Kräften kämpfen muß. Er bekämpft ihn in der Tat, aber erfolglos. Nicht nur führt der Kampf zu nichts, im Gegenteil, je länger Tschechow lebt, um so geringer wird, seiner Vernunft und seinem bewußten Willen zum Trotz, die Macht der erhabenen Worte über ihn. Er macht sich zuletzt ganz frei von Ideen jeder Art und verliert sogar die Vorstellung vom Zusammenhang der Ereignisse des Lebens. Dies ist der bemerkenswerteste und originellste Zug in seinem Schaffen. Ich verweise schon hier vorwegnehmend auf sein Lustspiel *Die Möwe*, in welchem, allen literarischen Grundsätzen entgegen, nicht die logische Entwicklung der Leidenschaften, nicht der unentbehrliche Zusammenhang zwischen Früherem und Späterem, sondern der nackte, mit Absicht unverhüllte Zufall die Grundlage der Handlung bildet. Beim Lesen des Stückes ist es manchmal, als habe man vor sich ein Zeitungsblatt mit einer endlosen Reihe von faits divers, die ohne jede Ordnung und vorausbedachten Plan durcheinandergeworfen wurden. In allem und überall herrscht der eigenmächtige Zufall, der jeder Weltanschauung frech entgegentritt.

Dies, sage ich, ist Tschechows eigenste Originalität und zugleich – so sonderbar dieser Gedanke auch erscheint – die Quelle seiner qualvollsten Erlebnisse. Er wollte nicht originell sein, er machte unmenschliche Anstrengungen, um wie alle anderen zu sein; aber keiner entgeht seinem Schicksal. Wieviele Menschen, namentlich Schriftsteller, tun sich Gewalt an, um den anderen nicht ähnlich zu sein, und können doch von der Schablone nicht loskommen! Tschechow aber wurde gegen seinen Willen eigenartig. Offenbar besteht die Voraussetzung der Originalität nicht in der Bereitschaft, um jeden Preis nicht übliche Urteile auszusprechen. Ein noch so neuer und kühner Gedanke kann sich als banal und langweilig erweisen und erweist sich oft als solcher. Um originell zu sein, muß man nicht einen Gedanken erfinden, sondern eine mühevollen, schmerzliche Tat vollbringen. Und da die Menschen Mühe und Leid fliehen, wird das wirklich Neue im Menschen gewöhnlich gegen seinen Willen geboren.

III.

«Sich mit dem Geschehenen abzufinden ist unmöglich, sich nicht abzufinden desgleichen, und einen Mittelweg gibt es nicht.» Unter solchen Umständen ist ein Handeln unmöglich; es bleibt nichts anderes übrig, als «sich auf den Boden zu werfen, zu schreien und mit dem Kopf gegen den Boden zu schlagen.» So spricht Tschechow von einem seiner Helden, aber er könnte das von allen ohne Ausnahme sagen. Durch die Bemühungen des Autors sind sie in eine solche Lage versetzt, daß ihnen nur eines übrig bleibt: sich auf den Boden zu werfen und mit dem Kopf an den Boden zu stoßen. Mit einer sonderbaren, rätselhaften Hartnäckigkeit weisen sie alle üblichen Möglichkeiten der Rettung von sich.

Der alte Professor Nikolai Stepanowitsch (*Eine langweilige Geschichte*) könnte Vergessen und Trost in seiner Vergangenheit suchen. Aber die Erinnerung erbittert ihn nur. Er war ein hervorragender Gelehrter – jetzt kann er nichts mehr bewältigen. Er verstand in den Vorlesungen die Aufmerksamkeit der Hörer zwei Stunden lang zu fesseln – jetzt langt es kaum für eine Viertelstunde. Er hatte Freunde und Kollegen, er liebte seine Schüler und Gehilfen, seine Frau, seine Kinder – jetzt sind sie ihm alle gleichgültig. Wenn die Menschen überhaupt noch ein Gefühl in ihm hervorrufen, so ist es Haß, Groll und Neid. Er muß es sich gestehen mit jener Wahrheitsliebe, welche – unbekannt warum, wozu und woher – bei ihm die frühere, allen vernünftigen und normalen Menschen eigene diplomatische Kunst ersetzt: nur das zu bemerken und auszusprechen, was die guten Beziehungen der Menschen zueinander und ein rechtes Behagen am Leben und an sich selbst fördert. Nun dient alles, woran er denkt, alles, was er sieht, nur dazu, ihm und den andern die kleinen Freuden, die das menschliche Dasein verschönern, zu vergällen. Er fühlt mit einer Klarheit, wie er sie früher bei seinen theoretischen Arbeiten auch in den besten Stunden und Tagen nie erreicht hatte, daß er zum Verbrecher geworden ist, obschon er nichts verbrochen hat. Was er einst vornahm, war alles notwendig, gut und nützlich. Er erzählt von seiner Vergangenheit, und man sieht, daß er stets im Recht gewesen, daß er zu jeder beliebigen Zeit des Tages und der Nacht nicht nur seine Taten, sondern auch seine Gedanken vom strengsten Richter prüfen lassen durfte. Jetzt aber würden ihn nicht nur andere verurteilen, sondern er verurteilt sich selbst. Er gesteht offen, daß er durch und durch voll Haß und Neid ist. «Das schönste und heiligste Recht der Könige,» sagt er, «ist das Recht, Gnade zu

üben. Stets fühlte ich mich als König, war nachsichtig, vergab gerne allen und allseits. Jetzt aber bin ich kein König mehr. In mir geht etwas vor, das nur Sklaven ansteht. In meinem Kopf irren Tag und Nacht böse Gedanken, und in meiner Seele nisten nun Gefühle, die mir früher unbekannt waren. Schon hasse, verachte, grolle ich, empöre, fürchte ich mich. Ich bin übertrieben streng, anspruchsvoll, reizbar, unfreundlich, argwöhnisch geworden. Was bedeutet das? Wenn die neuen Gedanken und die neuen Gefühle veränderten Überzeugungen entspringen, wie war dann jene Veränderung möglich? Ist die Welt böser, bin ich besser geworden? Oder war ich früher blind und gleichgültig? Wenn aber diese Veränderung aus allgemeinem Nachlassen meiner Körper- und Geisteskräfte kommt – denn ich bin krank und verliere täglich an Gewicht –, dann ist mein Zustand elend, dann bedeutet das, daß meine neuen Gedanken unnormal, ungesund sind, ich muß mich ihrer schämen oder ihnen allen Wert absprechen.»

So fragt der alte sterbende Professor und mit ihm Tschechow. Was wäre besser: König zu sein oder die alte, böse Kröte, als die er sich an einer andern Stelle bezeichnet? Eine unbestreitbar originelle Frage. Man fühlt aus den zitierten Worten, welchen Preis Tschechow für die Originalität gezahlt hat und wie freudig er im Augenblick, da ihm sein «neuer» Standpunkt klar wurde, alle seine originellen Gedanken darum gegeben hätte, wohlwollend fühlen zu können, sei es auch noch so alltäglich und banal. Für ihn besteht kein Zweifel, daß seine Denkungsart kläglich, abscheulich, schändlich ist. Die eigenen Stimmungen sind dem Professor ebenso widerlich wie das eigene Aussehen, das er mit folgenden Worten beschreibt: «Ich bin ein Mann von zweiundsechzig Jahren mit kahlem Kopf, falschen Zähnen und einem unheilbaren Tick. So glänzend und klangvoll mein Name ist, so unscheinbar und häßlich bin ich selbst. Kopf und Hände zittern mir vor Schwäche, mein Hals gleicht (wie der der Turgenjewschen Heldin) dem eines Kontrabasses, die Brust ist eingefallen, der Rücken schmal. Wenn ich spreche oder vorlese, wird mein Mund schief und verzogen; wenn ich lächle, bedeckt sich das ganze Gesicht mit lauter kleinen greisenhaften Totenrunzeln.» Welche prächtige Gestalt, welche Hochgefühle! Beschaut man eine solche Jammergestalt, dann regt sich im Herzen des gütigsten und mitleidigsten Menschen ganz von selbst der grausame Gedanke, dieser Mißgeburt ehestens den Gnadenstoß zu geben, sie zu vernichten, oder, wenn die bestehenden Gesetze ein so entschlossenes Vorgehen nicht dulden, sie doch möglichst weit von menschlichen Blicken in

Kerker, Spital oder Irrenasyl zu verbannen – diese Art von Notwehr ist ja nicht bloß von der Gesetzgebung, sondern, wenn ich nicht irre, auch von der ewigen Moral gestattet. Hier aber trifft man auf einen Widerstand besonderer Art. Der alte Professor hat nicht soviel Körperkraft, um sich gegen Wächter, Schergen, Wärter und Moralisten zu wehren; ihn könnte ein kleines Kind überwältigen. Überreden und bitten wäre zwecklos, er weiß es. Da greift er zu einem verzweifelteren Mittel. Mit furchtbarer, unmenschlicher, herzerschütternder Stimme beginnt er vor allen laut zu schreien von ihm gebührenden Rechten. « Ich möchte es mit wilder Stimme hinausschreien, daß ich, ein berühmter Mann, vom Schicksal zum Tode verurteilt bin, daß vielleicht schon in einem halben Jahr ein anderer hier im Auditorium herrschen wird. Ich möchte hinausschreien, daß ich vergiftet bin; neue Gedanken, die ich vorher nicht kannte, haben die letzten Tage meines Lebens vergiftet und stechen immerzu mein Gehirn wie Bremsen. Und dabei erscheint mir meine Lage so furchtbar, daß ich wünschte, alle meine Hörer verspürten das Grauen und stürzten sich, von ihren Bänken auffahrend, in panischem Schrecken mit verzweifelter Ruf zur Tür. » Die Gründe des Professors werden kaum auf jemand Wirkung üben; ich weiß auch nicht, ob die zitierten Worte Gründe enthalten. Aber dieses entsetzliche unmenschliche Stöhnen! Man stelle sich das vor: ein kahlköpfiger, häßlicher Greis mit zitternden Händen, schiefem Mund, dürrer Hals und vor Schrecken irrem Blick wälzt sich am Boden wie ein Tier und jammert, jammert, jammert! . . . Was will er? Er hat ein langes, reiches Leben hinter sich, nun bliebe ihm nur noch es schön abzuschließen, ganz still, feierlich, in Ruhe vom Erden-dasein Abschied zu nehmen. Er aber tobt und wütet, macht der ganzen Welt den Prozeß und klammert sich krampfhaft an die ihm noch zugemessenen Tage. Und Tschechow? Was tut Tschechow? Anstatt unbewegt vorbeizugehen, ergreift er Partei für diesen Ungeheuerlichen, widmet seinem « Seelenleben » Dutzende von Seiten und bringt den Leser nach und nach so weit, daß in seinem Herzen an Stelle des natürlichen und gesetzmäßigen Gefühls der Entrüstung unnötiges und gefährliches Mitgefühl für das verwesende Leben sich zu regen beginnt. Dem Professor ist nicht zu helfen, daß weiß jeder. Wo man aber nicht helfen kann, soll man vergessen: das ist eine älteste Wahrheit. Was nützt es, welchen Sinn kann es haben, die unerträglichen Qualen, die zum unentrinnbaren Tode führende Agonie endlos auszumalen, oder wie Tolstoi sagen würde: breit aufzutragen?

Wären die neuen Gedanken und Gefühle des Professors von Seelenschönheit, Adel, Selbstverleugnung erhellt, dann wäre es anders, dann könnte der Leser von ihm lernen. Aber wie aus Tschechows Erzählung hervorgeht, war das Denken des Professors früher von jener Art. Nun, seit dem Beginn der Krankheit, ist in ihm eine unüberwindliche Abneigung gegen alles entstanden, was auch nur von ferne an hohe Gefühle erinnert. Als seine Pflögetochter Katja ihn um Rat fragt, da weiß er, der Freund Pirogows, Kawelins und Nekrasows¹⁾, der Erzieher so vieler junger Generationen, ihr nichts zu sagen. Sinnlos wiederholt er eine ganze Reihe schöner Worte, deren er sich erinnert, doch sie haben für ihn jede Bedeutung verloren. «Was soll ich ihr antworten?» fragt er sich selbst. «Arbeite, oder verteile deinen Besitz an die Armen, oder erkenne dich selbst – das ist leicht gesagt, und eben weil das zu sagen so leicht ist, weiß ich nicht was antworten.»

Katja, eine noch junge, hübsche und gesunde Frau, ist dank Tschechows Bemühungen gleich dem Professor in die Falle geraten, aus der sie durch Menschenkraft nicht befreit werden kann. Und seitdem sie die Hoffnungslosigkeit kennt, hat sie alle Sympathien des Autors für sich. Solange der Mensch eine bestimmte Arbeit, solange er noch irgendwelche Aussichten hat, verhält sich Tschechow ihm gegenüber völlig gleichgültig. Er beschreibt ihn nur flüchtig und mit lässig ironischem Ton. Aber sobald der Mensch sich verfängt, so verfängt, daß man ihm auf gar keine Weise heraushelfen kann, ist Tschechows Interesse erregt. Dann gebietet er über Farben, Energie, gesteigerte schöpferische Kraft, Inspiration. Hierin beruht vielleicht das Geheimnis seines politischen Indifferentismus. Ungeachtet seines Mißtrauens gegenüber jedem Plan einer besseren Zukunft war Tschechow ebenso wie Dostojewskij offenbar von der Ohnmacht gesellschaftlicher Reformen und der Wissenschaft nicht durchaus überzeugt. So schwierig die soziale Frage auch ist, sie könnte doch gelöst werden. Mag sein, daß es den Menschen beschieden ist, dereinst ihr Dasein gut einzurichten, um ohne Leid zu leben und zu sterben, und daß die Menschheit über dieses Ideal nicht hinaus kann. Mag sein, daß die Verfasser umfangreicher Traktate über den Fortschritt etwas erraten und vorausahnen. Aber eben darum ist ihr Tun Tschechow fremd. Ihn zogen erst instinktiv, dann bewußt Probleme an, die ihrem Wesen nach unlösbar sind, wie z. B. jenes,

¹⁾ Nikolai Iwanowitsch Pirogow (1810–1881), berühmter Chirurg. — Konstantin Dmitriewitsch Kawelin (1818–1885), Rechtshistoriker. — Nikolai Alexejewitsch Nekrasow (1821–1877), der bedeutendste Vertreter der sozialen Dichtung, die zwischen 1860 und 1890 in Russland vorherrschte.

welches in der *Langweiligen Geschichte* dargelegt ist: heute Entkräftung und Krankheit, morgen der unentrinnbare Tod – und gar keine Hoffnung, diesen Zustand auch nur im geringsten zu ändern. Dieser Hang steht, instinktiv oder bewußt, in offenem Widerspruch zu den Forderungen des gesunden Verstandes und normalen Willens. Aber von einem Gebrochenen wie Tschechow wäre auch nichts anderes zu erwarten. Von Hoffnungslosigkeit weiß jeder. Vor unsern Augen spielen sich ständig furchtbare, unerträgliche Tragödien ab, und wenn jeder Sterbende nach dem Beispiel des Nikolai Stepanowitsch wegen seines Untergangs so fürchterlich Alarm schlagen wollte, würde das Leben zur finstersten Hölle. Nikolai Stepanowitsch hätte die Pflicht, nicht vor aller Welt seine Qualen hinauszurufen, sondern dafür zu sorgen, daß er die Menschen so wenig als möglich belästigt. Und auch Tschechow wäre verpflichtet, ihn in diesem so lobenswerten Verhalten auf jede Weise zu unterstützen. Gibt es doch genug langweilige Geschichten auf der Welt, und nicht alle kann man lesen! Vor allem müßte man Geschichten solcher Art wie die, welche Tschechow erzählt, mit besonderer Sorgfalt weit von den Blicken der Menschen verbergen, handelt es sich doch hier um das Verwesen eines lebenden Körpers. Was würde man zu einem Menschen sagen, der sich der Bestattung Toter widersetzen wollte, sei es auch mit der Begründung, oder richtiger unter dem Vorwand, daß es die Leichen ihm nahestehender, weitbekannter, ja berühmter und genialer Menschen sind? In einem normalen, gesunden Geist vermag ein solches Treiben nichts als Abscheu und Furcht zu erregen. Nach dem Volksglauben machten sich in alter Zeit Zauberer, Nekromanten, Magier mit Leichen zu schaffen und schöpften aus dieser grauenhaften Beschäftigung scheinbare oder echte Freude. Aber sie hielten sich meist verborgen vor den Menschen in Wäldern und Höhlen, sie flohen in Wüsten und Gebirge, um dort in Abgeschiedenheit dieser widrigen Lust zu frönen. Und wenn es zufällig gelang, ihr Tun ans Licht zu bringen, so wurden ihnen von den normalen Menschen Folter, Scheiterhaufen, Galgen zum Lohn. Das, was man das Böse nennt, die ärgste Abart des Bösen, entspringt gewöhnlich der Neugier und Neigung für Totes. Man verzieh jedes Verbrechen – Grausamkeit, Gewalttätigkeit, Mord –, aber nie die absichtslose Liebe zum Tod und das Forschen nach seinem Geheimnis. Darin ist die vorurteilsfreie Gegenwart kaum weiter als das Mittelalter. Vielleicht ist der Unterschied nur der, daß wir, mit praktischen Zwecken befaßt, das natürliche Gefühl für Gut und Böse verloren haben. Theoretisch sind wir sogar

überzeugt, daß es in unseren Tagen keine Zauberer gibt, noch geben kann. Diese unsere Gewißheit und Sorglosigkeit ging soweit, daß fast alle sogar in Dostojewskij nur den Künstler und Publizisten sahen und mit ihm allen Ernstes darüber stritten, ob das russische Volk die Prügelstrafe nötig habe und ob wir Konstantinopel erobern sollen. Michailowskij allein ahnte dunkel, um was es sich handelte, und nannte den Verfasser der *Karamasow* einen Schatzgräber. Ich sage, er ahnte es dunkel, denn es kommt mir vor, der Kritiker habe dies in übertragenem Sinne, fast als Scherz gemeint. Indessen hat kein anderer Kritiker Dostojewskijs je ein so treffendes Wort fallen lassen. Auch Tschechow war ein Schatzgräber, ein Zauberer, ein Beschwörer. So erklärt sich seine ausschließliche Vorliebe für Tod, Verwesen, Fäulnis, Hoffnungslosigkeit.

Gewiß war Tschechow nicht der einzige, der den Tod als Motiv für seine Werke wählte. Doch es kommt nicht auf das Motiv an, sondern auf die Art, in der es verwertet wird. Tschechow wußte das. «Sämtlichen Gefühlen, Gedanken und Begriffen, die ich von allem habe,» erzählt er, «fehlt ein Gemeinsames, das sie zu einem Ganzen zusammenfaßt. Jedes Gefühl und jeder Gedanke lebt gesondert in mir, und selbst der erfahrenste Analytiker könnte in allen meinen Urteilen über Wissenschaft, Literatur, meine Schüler, sogar über alle von meiner Phantasie entworfenen Bilder nichts von dem finden, was man eine leitende Idee, den ‚Dämon‘ eines lebenden Menschen nennt. Und da dies fehlt, ist überhaupt nichts da. Bei solcher Armut hat ein ernstes Leiden, die Angst vor dem Tode, der Einfluß der Umstände und Menschen genügt, daß alles, was ich früher für meine Weltanschauung hielt und worin ich den Sinn und die Freude meines Lebens erblickte, drüber und drunter geriet und in Splitter zerstob.» In diesen Worten ist einer der allerneuesten von Tschechows «neuen» Gedanken ausgedrückt, der für sein ganzes folgendes Schaffen bestimmend wurde. Er ist in demütig beichtender Form ausgedrückt: ein Mensch bekennt seine Unfähigkeit, seine Gedanken einer höheren Idee unterzuordnen, und erkennt in dieser Unfähigkeit seine Schwäche. Und dies genügte, um Tschechow in gewissem Sinne vor den Waffen der Kritik und der richtenden Öffentlichkeit zu sichern. Wir vergeben reuigen Sündern so gern! Eine ganz unnötige Nachsicht. Um seine Schuld zu sühnen, genügt es nicht, sie zu bekennen. Was nützt es, daß Tschechow Asche auf sein Haupt gestreut und seine «Schuld» öffentlich bekannt hat, wenn er im Innern der gleiche blieb? Wenn er, mit Worten die allgemeine Idee

als « Dämon » (wenn auch nicht als Gott) anerkennend, doch nichts um ihretwillen tat? Mit Worten streut er der Gottheit Weihrauch, durch sein Tun flucht er ihr. Früher, vor seiner Erkrankung, bereitete die Weltanschauung dem Professor Freude, jetzt ist sie « in Splitter zerstoßen ». Liegt es nicht nahe, sich die Frage zu stellen: Hat sie ihm überhaupt jemals Freude bereitet? Vielleicht entsprangen die Freuden einer andern, ganz unabhängigen Quelle und die Weltanschauung wurde nur herangezogen, um zu glänzen, wie der General zum Hochzeitsmahl, und spielte nie eine wesentliche Rolle? Tschechow erzählt ausführlich, welche Freude dem Professor seine wissenschaftlichen Arbeiten, die Beschäftigung mit den Schülern, seine Familie, gutes Essen usw. bereiteten. Bei all dem fehlten auch Weltanschauung und Idee nicht und waren nicht hinderlich, nein, im Gegenteil, eher eine Zierde des Lebens. So konnte es scheinen, als ob er um der Idee willen arbeite, eine Familie gründe, ja sogar zu Mittag speise. Jetzt aber, da die Idee ihn dazu verurteilt, untätig zu sein, Qualen zu erleiden, Nächte zu durchwachen und sein Essen widerwillig hinunterzuwürgen, ist die Weltanschauung « in Splitter zerstoßen ». Daraus geht hervor, daß Weltanschauung und Essen zusammen erfreulich sind, was vom Zweiten ohne das Erste ebenfalls gilt (dies bedarf keines Beweises), während Weltanschauung an und für sich wertlos ist. Dies der Sinn obiger Worte Tschechows. Bestürzt stellt er einen solchen « neuen » Gedanken bei sich fest. Es scheint ihm, daß nur er ein so schwacher und nichtiger Mensch sei, daß alle andern eher auf das tägliche Brot als auf Ideen und Weltanschauungen verzichten könnten. Tschechow straft, quält und martert sich auf jegliche Weise, ist aber nicht imstande eine Änderung herbeizuführen. Ja noch schlimmer. Weltanschauungen und Ideen, die von vielen ziemlich gleichgültig hingenommen werden – eine andere Haltung verdienen diese unschuldigen Dinge nicht –, werden für Tschechow zum Gegenstand drückenden, unversöhnlichen Hasses. Er versteht es nicht, sich mit einem Schlag von der Macht der Ideen zu befreien und beginnt daher, ich möchte sagen, einen schleppenden, langwierigen, hartnäckigen Kleinkrieg gegen diese ihn niederdrückenden Tyrannen. Sein Kampf im ganzen wie im einzelnen weckt eben darum Ergriffenheit und Teilnahme, weil die bedeutendsten Vertreter der Literatur bisher immer noch von der den Ideen eigenen zauberwirkenden Kraft überzeugt sind. Womit befaßt sich die Mehrzahl der Schriftsteller? Sie konstruieren Weltanschauungen und glauben, daß sie ein ungemein wichtiges, heiliges Amt ausüben! Tschechow hat sehr viele

Schriftsteller verletzt. Wenn man ihn dennoch verhältnismäßig schonte, so kam das erstens daher, daß er sehr vorsichtig war und im Krieg stand mit der Miene eines, der dem Feind Tribut zollt, und zweitens, weil einem begabten Menschen vieles vergeben wird.

IV.

Der Inhalt der *Langweiligen Geschichte* läuft somit darauf hinaus, daß der Professor, der seine «neuen» Gedanken mitteilt, eigentlich erklärt, er könne unmöglich die Macht der Idee über sich anerkennen und das gewissenhaft erfüllen, was Menschen die höchste Aufgabe nennen, der zu dienen nach hergebrachter Ansicht die heilige Bestimmung des Menschengeschlechts ist. «Gott möge mich richten, aber mir fehlt der Mut, meinem Gewissen gemäß zu handeln»: auf alle Forderungen der Weltanschauung findet Tschechow nur diese Antwort in seiner Seele. Und diese Einstellung zur Weltanschauung wird bei ihm zweite Natur. Die Weltanschauung erhebt Forderungen, Tschechow anerkennt sie als gerecht und erfüllt planmäßig keine von ihnen. Auch läßt er sie mit der Zeit immer weniger gelten. In der *Langweiligen Geschichte* steht die Idee noch als Richter über dem Menschen und martert ihn mit jener Schonungslosigkeit, die allen nicht lebenden, seelenlosen Dingen eigen ist. Einem Dorn vergleichbar, der sich ins Fleisch bohrt, erfüllt die Idee, dem Organismus fremd und feindlich, ihre hohe Bestimmung solange, bis im Menschen der feste Entschluß reift, sie aus seinem Leibe zu reißen, so schwer dieser schmerzliche Eingriff auch fallen mag. Bereits in *Iwanow* wird der Idee eine andere Rolle zuteil. Nicht mehr wird Tschechow von ihr verfolgt, sondern er verfolgt sie mit Geringschätzung und erlesenem Spott. Die Stimme der freien Natur ist mächtiger als die neu angetriebenen Schichten kultureller Gewöhnung. Freilich dauert der Kampf noch, er wird gleichsam mit wechselndem Glück geführt. Aber mit der einstigen Botmäßigkeit ist es vorbei. Tschechow macht sich immer freier von den einstigen Vorurteilen und geht – wohin? Er wüßte diese Frage kaum zu beantworten. Aber lieber will er sie unbeantwortet lassen als eine der überlieferten Antworten hinnehmen.

«Es ist mir sehr wohl bekannt, daß ich nicht länger als ein halbes Jahr leben werde. Man sollte meinen, daß mich jetzt am meisten die Fragen nach dem finstern Jenseits, nach den Visionen, die mich in meinem Grabesschlaf aufsuchen werden, beschäftigen müßten. Aber meine Seele will, ich weiß nicht warum, nichts wissen von diesen Fragen,

deren Wichtigkeit die Vernunft dennoch begreift.» Wieder einmal wird, anders als in der früheren Zeit, dem Verstand achtungsvoll die Tür gewiesen und seine Rechte werden der «Seele», dem dunkeln, unklaren Trieb übertragen, dem Tschechow jetzt an der Schicksals-scheide, die den Menschen vom ewigen Geheimnis trennt, aus Instinkt mehr vertraut als dem lichten, klaren Bewußtsein, das sogar die Möglichkeiten nach dem Tode voraussagt. Wird die wissenschaftliche Philosophie sich dagegen empören? Untergräbt Tschechow ihre sichersten Grundlagen? Aber Tschechow ist ein gebrochener, kein normaler Mensch. Man braucht ihn nicht zu beachten; und wenn man entschlossen ist ihn anzuhören, muß man zum Voraus auf alles gefaßt sein. Ein normaler Mensch, selbst wenn er Metaphysiker bis zum äußersten und weltabgewandt ist, pflegt seine Theorien den Forderungen des Augenblicks anzupassen. Er zerstört nur, um mit dem alten Material neu aufzubauen, das ihm darum auch nie mangelt. Dem Grundgesetz des Menschen gehorchend, das die Weisen schon vor uralter Zeit festgestellt und in eine Formel gefaßt haben, gibt er sich genügsam zufrieden mit der bescheidenen Rolle eines Formensuchers. Aus dem Eisen, das die Natur für ihn bereit hält, schmiedet er Schwert oder Pflug, Speer oder Sichel. Der Gedanke, aus dem Nichts zu erschaffen, kommt ihm kaum je in den Sinn. Tschechows Helden aber, diese Unnormalen par excellence, sind vor die naturwidrige und darum furchtbare Notwendigkeit gestellt, aus dem Nichts zu erschaffen. Vor ihnen stete Hoffnungslosigkeit, Weglosigkeit, letzte Unmöglichkeit irgend eines Tuns. Und doch, sie sterben nicht, sie leben weiter.

Hier taucht eine seltsame und ungemein wichtige Frage auf. Ich habe gesagt, es widerspreche der menschlichen Natur, aus dem Nichts zu erschaffen. Dabei aber nimmt die Natur dem Menschen oft das fertige Material und fordert dennoch gebieterisch von ihm, daß er schaffe. Bedeutet das, daß die Natur sich selbst widerspricht? Daß sie das von ihr Geschaffene entartet? Ist es nicht richtiger anzunehmen, der Begriff der Entartung sei ganz und gar menschlichen Ursprungs? Vielleicht ist die Natur viel haushälterischer und weiser als unsere Weisen, und wir wüßten vielleicht viel mehr, wenn wir, anstatt die Menschen in überflüssige und nicht überflüssige, nützliche und schädliche, gute und böse einzuteilen, unsere Neigung zur subjektiven Wertschätzung zeitweilig unterdrückten und versuchten, mit mehr Vertrauen an die Schöpfungen der Natur heranzutreten? Statt dessen sprechen wir von «unheimlichen Lichtern», Schatzgräbern, Magiern und Nekro-

manten und richten zwischen den Menschen trennende Mauern auf, die nicht nur der denkende Verstand, nein, auch Geschosse zu durchbrechen nicht vermögen. Ich hege keine Hoffnung, daß diese Erwägung den gewohnten Hütern der Norm überzeugend scheinen werde. Wahrscheinlich ist es auch nicht nötig, daß die den Menschen innewohnende Anschauung der Gegensätzlichkeit des Guten und Bösen ausgelöscht werde, wie es nicht nötig ist, daß Kinder die Lebenserfahrung Erwachsener mit auf die Welt bringen, daß frische Gesichter und schwarze Locken vom Antlitz der Erde verschwinden. Jedenfalls ist das nicht möglich. Soviele Jahrtausende die Welt auch besteht, so zahlreiche Völker auch auf Erden lebten und schwanden, nie – man weiß es aus den uns überkommenen Büchern und Überlieferungen – hat der Streit von Gut und Böse geruht. Und es war stets so, daß das Gute frei ans Licht trat, daß die Guten in geselliger Gemeinschaft lebten, während das Böse sich im Dunkel barg, die Bösen stets einsam waren. Wie könnte das anders sein?

Alle Tschechowschen Helden scheuen das Licht, sie sind einsam. Sie schämen sich ihrer Hoffnungslosigkeit und wissen, daß Menschen ihnen nicht helfen können. Sie gehen, irgendwohin, vielleicht sogar vorwärts, aber sie fordern niemand auf, ihnen zu folgen. Ihnen ist alles genommen, sie müssen alles neu erschaffen. Wahrscheinlich stammt daher die nicht zu verbergende Mißachtung, mit der sie die wertvollsten Erzeugnisse gewöhnlichen menschlichen Schaffens betrachten. Man spreche mit einem Tschechowschen Helden worüber man wolle, er hat auf alles die eine Antwort: « Mich kann niemand belehren. » Man weist ihn hin auf eine neue Weltanschauung; aber er hat gleich bei den ersten Worten das Gefühl, es handle sich um nichts anderes als einen Versuch, die alten Bausteine auf neue Art zusammenzufügen, und wendet sich ungeduldig, oft auch unartig ab. Tschechow ist ein höchst vorsichtiger Autor. Er fürchtet die öffentliche Meinung und nimmt Rücksicht auf sie. Und doch verschmäht er die hergebrachten Ideen und Weltanschauungen so offen. In der *Langweiligen Geschichte* wahrt er wenigstens den äußern Respekt in Ton und Haltung. Später gibt er alle Vorsicht auf, und statt sich selbst Vorwürfe zu machen wegen seiner Unfähigkeit, sich einer höheren Idee unterzuordnen, macht er sich über sie lustig und spricht seine Empörung offen aus. Dies kommt bereits in *Iwanow* genügend zum Ausdruck: nicht umsonst entfesselte dieses Drama seinerzeit einen solchen Sturm der Entrüstung. Iwanow ist, wie ich schon sagte, ein erledigter Mensch. Das einzige,

was der Künstler für ihn noch tun kann, ist – ihn mit Anstand begraben, d. h. seine Vergangenheit rühmen, seine Gegenwart bedauern und, um den trostlosen Eindruck des Todes zu mildern, eine höhere Idee zum Begräbnis laden. Man könnte z. B. in irgendeiner der hierfür bereiten Formen an die weltgeschichtliche Bestimmung der Menschheit erinnern, und der schwierige, dem Anschein nach unlösbare Fall wäre nicht mehr im Weg. Neben dem sterbenden Iwanow müßte man ein liches, junges, vielversprechendes Leben hinzeichnen, und der Eindruck von Tod und Zerstörung verlöre alle Schärfe und Bitterkeit. Tschechow aber verfährt gerade umgekehrt. Anstatt der Jugend und der Idee Gewalt über Vernichtung und Tod zu geben, wie dies in allen philosophischen Systemen und in vielen dichterischen Werken geschehen ist, macht er mit Absicht den unnützen, verfallenen Iwanow zum Mittelpunkt aller Vorgänge. Neben Iwanow steht die Jugend, und auch die Idee findet ihren Vertreter. Aber die junge Sascha, ein prächtiges, anmutiges Geschöpf, das den gebrochenen Helden von Herzen liebt, rettet den geliebten Mann nicht, sondern geht selbst zugrunde, erdrückt von der Last der ihre Kraft übersteigenden Aufgabe. Und die Idee? Es genügt, die Figur des Dr. Lwow, dem Tschechow die verantwortungsschwere Rolle, diese allmächtige Gebieterin zu vertreten, zugewiesen hat, sich in Erinnerung zu rufen, um zu begreifen, daß Tschechow selbst sich nicht als tributpflichtig und untertan betrachtet, sondern als ihren ärgsten Feind. Kaum daß Dr. Lwow zu sprechen beginnt, beeilen sich alle wie auf Verabredung, ihm in verletzender Weise, spottend, drohend, beinahe handgreiflich das Wort zu entziehen. Und doch erfüllt der junge Arzt seine Aufgabe, eine Großmacht zu vertreten, nicht weniger geschickt und gewissenhaft, als es seine Vorläufer, die Starodum¹⁾ und andere achtbare Helden alter Bühnenwerke, getan haben. Er ergreift Partei für die Benachteiligten, will das zu Boden getretene Recht wiederherstellen, empört sich über das Unrecht usw. Hat er etwa die Grenzen seiner Vollmacht überschritten? Gewiß nicht. Aber dort, wo Iwanow und die Hoffnungslosigkeit herrschen, ist für Ideen kein Platz.

Sie können nicht nebeneinander leben, und vor den Augen des überraschten Zuschauers, der zu glauben gewohnt ist, daß alle Reiche stürzen und untergehen können und daß allein die Macht des Reiches der Ideen in alle Ewigkeit unzerstörbar ist, spielt sich ein unerhörtes

¹⁾ Starodum (= der nach alter Weise Denkende) ist der Name des Tugendpredigers und Räsoneurs in Fonwisins klassischem Lustspiel *Der Landjunker* (1782).

Schauspiel ab: ein hilfloser, gebrochener, zu nichts tauglicher Mensch stürzt die Idee von ihrem Thron. Was sagt Iwanow nicht alles! Gleich im ersten Akt feuert er eine solche Tirade los und nicht vor einem beliebigen Zuhörer, sondern vor demjenigen, in dem die Idee sich darstellt, vor dem Starodum-Lwow: « Ich habe das Recht, Ihnen einen Rat zu geben. Heiraten Sie keine Jüdin, keine Psychopathin, keinen Blaustrumpf, sondern wählen Sie etwas ganz Gewöhnliches, alltäglich Graues, ohne helle Farbe, ohne überflüssigen Ton. Richten Sie überhaupt ihr ganzes Leben nach der Schablone ein. Je grauer und eintöniger, um so besser. Mein Lieber, ziehen Sie nicht als einzelner gegen Tausende zu Feld, schlagen Sie sich nicht mit Windmühlen herum, rennen Sie nicht mit der Stirn gegen die Wand. Behüte Sie Gott vor allen rationellen Wirtschaftssystemen, ungewohnten Schulen, hitzigen Reden. Verkriechen Sie sich in Ihr Schneckenhaus und tun Sie Ihre kleine Arbeit, die Gott Ihnen zugewiesen hat. Das ist behaglicher, gesünder und ehrlicher. » Dr. Lwow, der Vertreter der allmächtigen, souveränen Idee, fühlt, daß den Herrscherrechten der Gebieterin Abbruch getan ist, und daß solche Beleidigungen hinnehmen in Wirklichkeit auf die Herrschaft verzichten heißt. Iwanow war Vasall und muß es bleiben. Wie durfte er einen solchen Rat aussprechen, wie konnte er es wagen, seine Stimme zu erheben, da er doch ehrfürchtig lauschen und schweigsam und ohne zu murren gehorchen müßte? Das ist Aufruhr. Lwow versucht, sich in voller Größe aufzurichten und dem frechen Empörer mit Würde zu antworten; doch er ist kaum imstande, etwas zu sagen. Mit bebender, unsicherer Stimme murmelt er die gewohnten Worte, die vor kurzem noch allbezwingende Macht besaßen. Aber sie üben keine Wirkung mehr. Ihre Kraft ist weg. Wohin? Lwow hat kaum den Mut, es sich zu gestehen: sie ist auf Iwanow übergegangen. Das ist für niemand mehr ein Geheimnis. Wie niedrig und schändlich Iwanow auch handeln mag – Tschechow ist in dieser Hinsicht nicht sparsam und das Ehrenzeugnis des Helden verzeichnet alle möglichen Verbrechen einschließlich des fast vorbedachten Mordes an einer ihm ergebenen Frau –, die öffentliche Meinung verneigt sich dennoch vor ihm und nicht vor Lwow. Iwanow ist der rohe, schroffe, unbarmherzige, vor nichts zurückschreckende Geist der Vernichtung. Doch das Wort Schuft, welches sich dem Arzt unter peinlichen Anstrengungen entringt, bleibt nicht an ihm haften. Und auf seiner Seite ist das Recht, ein besonderes, niemandem verständliches, aber, wenn man Tschechow glauben will, unbestreitbares Recht. Das ganze Drama ist darauf auf-

gebaut. Allerdings erschießt sich Iwanow schließlich, und dies kann, wenn man will, äußerlich so gedeutet werden, daß Lwow im Grunde doch den Sieg davonträgt. Und Tschechow tat gut daran, daß er das Stück so enden ließ, konnte er es doch nicht endlos weiterführen. Iwanows Geschichte fertig zu erzählen ist nicht leicht. Tschechow schrieb noch während fünfzehn Jahren, um nachzuholen, was er noch nicht erzählt hatte, und mußte doch abbrechen, ohne fertiggeworden zu sein.

Wem es einfiele, Iwanows Worte an Lwow dahin zu deuten, daß Tschechow, ähnlich wie Tolstoi in der Zeit von *Krieg und Frieden*, sein Ideal in einer alltäglichen Lebensführung erblickt habe, der würde den Autor schlecht verstehen. Tschechow wehrte sich nur gegen die Idee und sagte von ihr, was ihm an Beleidigendstem in den Sinn kam. Denn was kann die Idee mehr verletzen als das Lob des Alltäglichen? Aber auch den Alltag konnte Tschechow gelegentlich ebenso gallig darstellen. Man nehme z. B. die Novelle *Der Literaturlehrer*. Der Lehrer lebt durchaus nach Iwanows Vorschrift. Er hat einen Beruf, seine Frau ist keine Jüdin, keine Psychopathin, kein Blaustrumpf, sein Heim ist wie ein Schneckenhaus. Aber all das hindert Tschechow nicht, den Lehrer ganz sachte und unmerklich in die übliche Falle zu treiben, ihn bis zu jenem Zustand zu bringen, in dem man nur noch « sich auf den Boden werfen, schreien und mit dem Kopf gegen den Boden schlagen » kann. Tschechow kannte kein Ideal, nicht einmal das der Alltäglichkeit, welches Tolstoi in seinen frühen Werken mit so unvergleichlicher Meisterschaft verherrlicht hat. Ein Ideal setzt Unterordnung, freiwilligen Verzicht auf das Recht persönlicher Unabhängigkeit, Freiheit und Kraft voraus. Derartige Forderungen, auch noch so leise angedeutet, weckten in Tschechow den ganzen Widerwillen und Abscheu, den zu empfinden er fähig war. (Schluß folgt.)